

Krankenbesuche in Keilands.

es war die schönste Rutschpartie, und nicht selten kamen wir mit den spitzen, glatten Felsblöcken in unfreiwillige Berührung. Auf der Station angelangt, schauten wir nochmals zu dem hohen Berge zurück, der seit jenem Osterfeste den Namen „Kreuzberg“ trägt und suchten auf seiner Spitze das von unsern braven Schülern aufgepflanzte Kreuz zu erblicken. Sieh, dort steht es! Weithin ragt es ins Heidenland hinein. Möge es viele Jahrzehnte dort oben stehen als eine lebendige Predigt für alle Weißen und Schwarzen, die zu ihm aufblicken, als Quelle des Segens für die ganze weite Umgebung und als Beweis davon, daß Christus, der Gefreuzigte, für immer Besitz ergriffen hat von diesem Lande!

Ein standhaftes Kaffernmädchen.

Von Schw. Capistrano, C. P. S.

Himmelberg. — Eines Tages kam das Mädchen eines protestantischen Predigers hieher. Sie war zu Hause heimlich fortgegangen und bat um Aufnahme in unserer Missionschule. Zwei Tage darauf kam die Mutter, um ihr Kind zurückzuholen. Doch das Mädchen weigerte sich standhaft; sie wolle bei den Aina-Noma bleiben, erklärte sie, und hier lernen und in die Kirche gehen.

Der Vater war, als sein Kind fortging, gar nicht zu Hause gewesen. Wie er nun nach seiner Rückkehr von der Tat seiner Tochter hört, weiß er sich einfach nicht mehr zu fassen. Wie? Ist er nicht ein protestantischer Prediger, allüberall sucht er Leute auf, um sie zu bekehren, und da erdreistet sich sein eigenes Kind, seine Lehre zu verschmähen und heimlich in die katholische Missionschule zu laufen! — Noch am selben Tag eilt er voll Wut hieher und führt sein Mädchen mit Gewalt nach Haus.

Nach ein paar Wochen kommt das Mädchen zum zweitenmale, wird aber auch diesmal kurz darauf zurückgeholt. Wie mag's dem armen Kind zu Hause ergangen sein! Der Kaffer kann in solchen Fällen überaus hart und grausam gegen seine Kinder sein. Wir wagten daher auf keine Rückkehr des Mädchens zu hoffen, doch siehe, eines Sonntags ist es plötzlich wieder hier. Diesmal bittet es, man möge es auf einer Nachbarstation unterbringen, denn sie fürchte den Mißhandlungen des Vaters zu erliegen, wenn er sie nochmals hier träfe. Dabei zeigte sie die furchtbaren Striemen, welche die Peitschenhiebe des grausamen Vaters an ihrem Leibe zurückgelassen hatten.

Das arme Kind erweckte unser Mitleid im höchsten Grad und wir gaben ihr gleich zwei größere Mädchen mit, welche ihr den Weg zu einer andern Missionschule zeigen sollten. — Jetzt wurde der Vater stuhig; als er hörte, sein Kind sei weiter fort, bat er uns, wir möchten doch nachforschen, wo es wäre. Er habe jetzt nichts mehr dagegen, daß es bei uns auf der Missionsstation bleibe, sondern sei zufrieden, wenn er es nur in seiner Nähe wisse.

Auf dieses hin kehrte das Mädchen zu uns zurück und weilte seitdem unangefochten hier. Die Mutter besucht ihr Kind gar oft und wohnt schon öfters in unserer Kirche dem sonntäglichen Gottesdienste bei. Ich zweifle nicht, daß sie in Bälde ebenfalls katholisch wird. Beim Vater ist gegenwärtig die Aussicht hiefür gering, doch haben wir schon oft den Fall erlebt, daß ein einziges mutiges und standhaftes Kind die ganze übrige Familie zum wahren Glauben bekehrte.

Krankenbesuche in Keilands.

Von Schw. Arcadia, C. P. S.

Trotz der knapp bemessenen Zeit, die uns zu Gebote steht, möchte ich unseren geehrten Lesern und Leserinnen doch ein kleines Blaustündchen schenken und heute etwas von unsern schwarzen Kranken erzählen.

Gleich zum voraus möchte ich bemerken, daß in hiesiger Gegend die Eingeborenen mit den einzelnen Heilkräutern viel weniger bekannt sind, als in Natal, und daß sie daher oft weit herkommen und Hilfe auf unserer Missionsstation suchen. Einmal kam ein taubstummer Bursche mit einem sehr bösen Finger zu mir. Er gab mir durch Zeichen und unartikulierte Laute zu verstehen, ich möchte ihm den Finger, der ihn so sehr schmerze, abhacken. Ich meinerseits bedeutete ihm, ich wolle ihm die Wunde verbinden; doch während ich ins Haus gehe, das Nötige zu holen, wandert der arme Patient, der mich offenbar nicht verstanden hatte, wieder fort. Möglich, daß er auch glaubte, weil man ihm den Finger nicht abhacken wolle, sei alle Hoffnung auf Heilung verloren. — Ich ließ ihn zurückrufen und begann meine Kur. Bald merkte er, daß das Reinigen und Verbinden der Wunde doch gut tue, und so kam er schließlich täglich. Er wurde auch geheilt; nur das erste Fingerglied, das schon zu sehr gelitten hatte, ging verloren.

Ein anderesmal kam ein altes, abgezehrtcs Männlein mit einer sehr schlimmen Wunde unterm Arm hieher. Wie ich noch überlege, wie ich ihm dieselbe auswaschen könne, ohne seine Kleider zu beschmutzen, legt er sich geraden Wegs auf den Rücken und streckt beide Arme weit aus. Nun war Rat geschaffen. Ich konnte die Wunde reinigen, und nach einiger Zeit trolste das schlaue Männchen geheilt von dannen.

In Zigudu war ein krankes, etwa 16 Jahre altes Mädchen, das schon den Todeskeim in sich hatte, aber dennoch von der hl. Taufe absolut nichts wissen wollte. Ihr Bruder war kurz nach der hl. Taufe gestorben, und da fürchtete sie nun, es möchte ihr ein Gleiches passieren. Sie wollte noch nicht sterben, obschon sie viel und schwer zu leiden hatte.

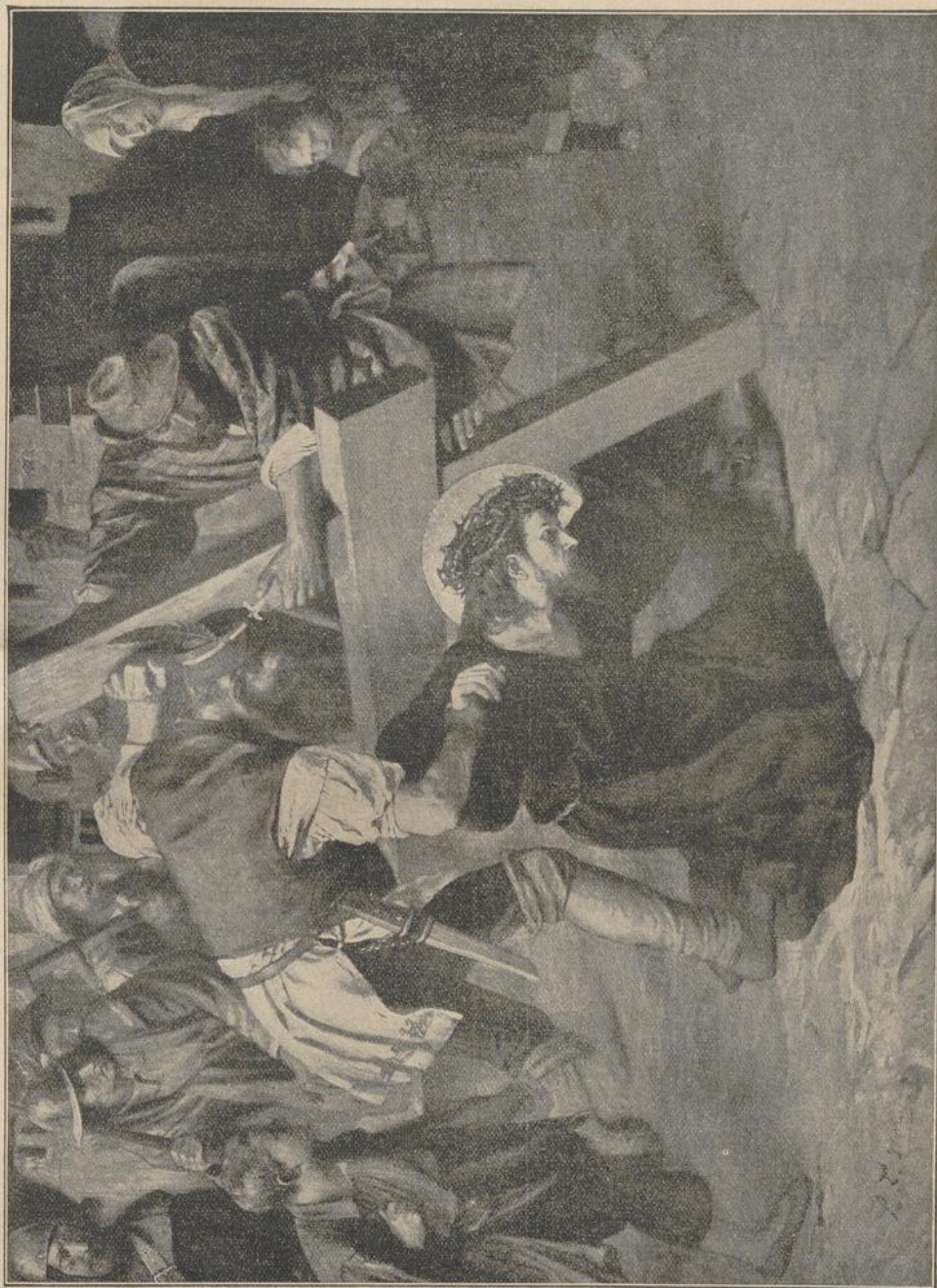
Auf Wunsch unseres Hochw. P. Superiors machte ich eines Tages daselbst einen Besuch. Die Wohnung der Kranken war nicht so übel; in einen Tembu-Kraal braucht man nicht auf allen vieren zu kriechen, denn da gibt's eine Türe. Links vom Eingang kauerten einige neugierige Weiber, die uns schon von weitem hatten kommen sehen, auf einer Strohmatten; in der Mitte der Hütte brannte ein offenes Feuer, und rechts davon saß das kranke Mädchen. Ach, war das eine Jammergestalt! Das arme Kind war abgemagert bis zum Skelett, der Rücken wies einen großen Höcker auf, darunter saß eine tiefe, eiternde Wunde; eine zweite, krebbsartige Wunde hatte sie an der Seite, sodaß sie immer auf derselben Seite liegen oder tief zusammengekauert dastehen mußte.

Von einer Heilung konnte da keine Rede mehr sein. Ich gab ihr etwas Medizin und ein Stück Brot. Sie nahm es willig an und zeigte sich, solange wir über gleichgiltige Dinge sprachen, ziemlich entgegenkommend. Als wir sie aber fragten, ob sie nicht getauft werden wolle, damit sie zu ihrem Bruder in den Himmel komme, drehte sie sich um und wollte nichts mehr von uns wissen.

Nun war aber auch eine protestantische Frau gegen, deren zwei Töchter jüngst zur katholischen Kirche

übergetreten waren; sie ergriff sofort unsere Partei und redete dem Mädchen zu, doch nicht so unartig zu sein, die Schwestern hätten sie ja recht lieb und wollten mit der hl. Taufe nur ihr Bestes usw. „Ja, wenn ich bei dem großen König in dem schönen Haus da oben Fleisch

Auf dem Heimweg besuchten wir noch ein paar kranke Kinder. Eines derselben war ganz untröstlich darüber, daß es wegen eines Fußleidens die Kirche nicht hatte besuchen können. Zuletzt mußten wir alle Kraale rechts und links liegen lassen und nach Hause



Christus unter dem Kreuze. Nach dem Gemälde von Louis Ferdinand. Lebziger Altschule-Gemälde, Breitkopfsstraße 18.

und Brot bekomme“, sagte sie, „dann will ich mich taufen lassen.“ — Das war nun wenigstens ein kleiner Anknüpfungspunkt; man versuchte nicht, ihr klarzulegen, was es Schönes und Gutes im Himmel gebe. Sie ließ sich später in der christlichen Religion unterrichten, wurde getauft und konnte noch mit dem Kleide der Taufschuld ins „Haus des großen Königs“ gehen. —

eisen; denn wir hatten noch einen ziemlich weiten Weg vor uns, und die Sonne begann schon, sich hinter den hohen Bergen zu verstecken; dazu sollten wir noch den großen Rei-River passieren! Doch halt! Wer schreit denn da so? Wir bleiben stehen und sehen einen Stochheiden in mächtigen Sähen auf uns zukommen. „Wartet, wartet!“ ruft er uns zu, „ich habe etwas Not-

wendiges mit euch reden!" — Endlich ist er da, macht seine Honeurs und bittet um Medizin. „Eine Medizin willst du haben? Du siehst doch ganz gesund aus; was fehlt dir denn?“ — „Ich hab' große Schmerzen,“ entgegnet er, „da, da!“ und schlägt dabei mit beiden Händen auf den Leib, daß es nur so klatscht. — Nun begriffen wir die Art seines Leidens; Hunger hatte er und hoffte von uns ein Stück Brot zu bekommen. Leider hatten wir nichts Eßbares mehr bei uns; als wir ihm aber sagten, er möge morgen zur Missionsstation kommen und dort ein Essen holen, gab er sich auch zufrieden und machte sich mit vielen Komplimenten von dannen. —

Kürzlich war ich in Begleitung eines Mädchens in Saliva, wo es schon eine beträchtliche Zahl recht braver und eifriger Christen gibt. Ich wollte ein krankes Kind besuchen, das sich schwere Brandwunden zugezogen hatte. Die Mutter hatte schon wiederholt eine Salbe für das kranke Kind geholt, allein die Wunden wollten nicht heilen. Woran lag denn die Schuld? Heute sollte ich es klar sehen. Ich fand das arme Geschöpfchen an der Brust sowie an Händen und Füßen voll schwerer Brandwunden. Die Mutter hielt ihr Kindchen traurig im Arm, aber es fiel ihr nie ein, die Wunden zu reinigen, auszuwaschen und zu verbinden; im Gegenteil, es starrte alles an ihm von Schmutz, und so wurde das Uebel immer schlimmer und größer. Ich beeilte mich, das Fehlende nachzuholen, wusch die eiternden Stellen rein und sauber aus und legte einen Verband an. Die Mutter sah mir staunend zu, und zuletzt strahlte ihr Auge förmlich vor Freude. Ich hatte ihr ganzes Herz gewonnen.

Es fanden sich noch ein paar andere Patienten ein, und zuletzt begab ich mich zum alten Häuptling, der auch schon mit einem Fuße im Grabe stand. Mehrere seiner Kinder, Enkel und Urenkel sind vortreffliche Christen, er aber wollte leider von der Taufe nichts wissen. Auch vom Tode durfte man zu ihm nicht sprechen; obgleich sehr alt und gebrechlich, wollte er noch lange leben. Seine erste Frage bei meinem Eintritt war: „Kind, was hast du mitgebracht? Siehe, ich bin krank und schwach und habe kein Geld, keinen Zucker und keinen Kaffee.“ — „Geld habe ich auch keines,“ entgegnete ich ihm, „aber siehe, ich habe dir eine Flasche süßen Tee mitgebracht — tatsächlich war diese für ein krankes Kind bestimmt gewesen, das ich aber leider nicht hatte finden können; — dieses Getränk sollst du haben, ebenso ein Stück von dem Brote, das ich auf den Weg mitgenommen.“ Er nahm es dankend an und begann gleich es zu verkosten; als ich aber von der Taufe zu ihm redete, verdüsterte sich sein Gesicht und ich mußte rasch abbrechen.

Uebrigens hat sich der gute Alte, der unserer Mission schon manchen Liebesdienst erwiesen, in letzter Stunde doch noch bekehrt. Am 20. August 1911 wurde er auf den Namen „Bernardus“ getauft, und am darauffolgenden Morgen war er tot. R. I. P.

Das Ostküstenfieber in Tzenstochau.

Von Dr. Geodegar, R. M. M.

Ueber ein Jahr ist schon verflossen, seitdem sich die schreckliche Viehseuche der Zeckenpest, oder des Ostküstenfiebers, wie sie auch genannt wird, bei uns ihren Einzug gehalten hat. Ich will in Kürze den ganzen bisherigen Verlauf der bössartigen Seuche darlegen.

Kommt da eines Tages ein Mann aus dem Dorfe zu mir mit der Bitte, seine Kuh zu besichtigen; sie sei schon drei Tage krank, und er wisse nicht, was ihr fehle. Ich ging sogleich hin, nahm die Temperatur und mußte genug! — Was nun? Sollte ich die Sache vorschriftsgemäß beim Magistrate anzeigen, oder das kranke Tier beseitigen und den ganzen Fall verheimlichen? Ich entschied mich fürs erstere und sandte einen Boten an den Magistrat. Der englische Tierarzt, hierzulande Stodinspektor genannt, kam und erklärte die Krankheit als Ostküstenfieber.

Nach einigen Tagen berichtet ein zweiter Kaffer, es sei ihm ein Tier krepirt, und bald darauf verendeten weitere zwei Stück. Mittlerweile traf vom Tierarzt, dem wir Blut eingeschickt hatten, ein Telegramm ein, des Inhalts: „Das Tier ist des Fiebers verdächtig.“ Als wir vom vierten Stück Blut ein sandten, war der Würfel gefallen; es hieß einfach: „Auf eurer Farm ist das Ostküstenfieber.“

Nun wurde uns ordentlich bange. Wir hatten bisher unser Vieh noch nicht regelmäßig gedippt, sondern bloß gesprüht, weil unser Dipping-Bank noch immer led war.* Der letzte Versuch, es wasserdicht zu machen, gelang; aber es dauerte noch volle drei Wochen, bis es sich als gebrauchsfähig erwies. Diese ganze Zeit über spazierten die von dem kranken Vieh infizierten Zecken unbehindert umher und konnten die furchtbare Seuche auch auf andere Tiere übertragen! — Magistrat und Tierarzt kamen auf die Farm, um zu hören, was wir zu tun gesonnen wären. Beide rieten uns, das Vieh — von unserm eigenen war bisher noch keines verendet, sondern bloß von den auf unserer Farm wohnenden Kaffern — samt und sonders zu verkaufen; denn die Tiere seien zu nahe beieinander, um überhaupt noch etwas zu retten. Die beiden Plätze, an denen die Krankheit ausgebrochen war, lagen nämlich hart an dem Drahtzaun, zwischen dessen Umfriedung sich unser eigenes Vieh aufhielt.

Die Kaffern hatten aber keine Lust, ihr Vieh um 30 bis 50 Mark das Stück zu verkaufen, und wir selber auch nicht. Was aber tun, um nicht alles zu verlieren? Der Plan war schnell gefaßt und hieß: „Fortan wird regelmäßig alle fünf Tage gedippt und geschmiert!“ Alle unsere Schwarzen, die ein Vieh zu eigen hatten, wurden gerufen und ihnen das Gesetz eingeschärft, sie müßten all ihr Vieh, groß oder klein, gesund oder krank, alle fünf Tage zu unserm Dipping-Bank treiben, damit es hier gedippt werde, und ebenso oft müsse die Schwanz- und Ohrensalbung stattfinden, denn an den genannten Körperteilen halten sich die Zecken mit Vorliebe auf. Wer dieser Verordnung sich nicht füge, habe all' sein Vieh zu verkaufen oder wegzuschaffen.

So kam das regelmäßige Dippen in Schwung. Leicht war die Sache nicht, denn die Kaffern haben in allen Dingen, die ihnen neu und ungewohnt sind, einen harten Kopf, und es bedurfte manch' ernster Mahnung und sogar mancher Strafen, bis sie endlich willig wurden. Zuletzt ging es sehr gut, zumal da auch der Magistrat uns in dieser Sache sehr behilflich war. Ein volles Jahr haben wir nun das Dippen durchgeführt ohne Rücksicht auf das Wetter, ob es nun warm oder kalt, ein Regentag oder Sonnenschein war. War der fünfte Tag ein Sonntag, so dippten wir am vierten, am Samstag, niemals aber am sechsten.

*) Eine nähere Information über das Dippen enthält die November-Nummer des Bergföhn. 1911, Seite 252.